

Grande Dame des Violoncellos

Zara Nelsova im 8. Philharmonischen Konzert in München

Die Münchner Philharmoniker haben, seit Rudolf Kempe an ihrer Spitze steht, nicht nur einen erstaunlichen Qualitätsaufschwung genommen, sondern sie durchbrechen mit ihren Programmen auch aufs erfreulichste das phantasielose Abhaspeln immer der gleichen symphonischen Literatur von Klassik und Romantik bis zur sogenannten gemäßigten Moderne, das den landläufigen Konzertbetrieb so uninteressant macht. Wann etwa hört man, wenn nicht gerade in einer Konzertsreihe wie der „Musica viva“, einmal Debussys „Martyre de Saint-Sébastien“? Zwar war es auch nicht das ganze Werk, das unter des Kölner Gürzenich-Generalmusikdirektors Günter Wand inspirierter Leitung im 8. Philharmonischen Konzert aufgeführt wurde, aber immerhin gab es die von Debussy selbst autorisierten vier symphonischen Fragmente (ohne Gesangssoli und Chor) aus dem singularen Produkt seiner einzigen Gemeinschaftsarbeit mit d'Annunzio (1911), das man Debussys „Parsifal“ genannt hat, weil sich in ihm in gewissen harmonischen und klanglichen Eigentümlichkeiten noch einmal so etwas wie eine späte Rückkehr zum späten Wagner abzuzeichnen scheint.

In der Tat hat Debussy auch nach seiner Anwendung von Wagner dem „Parsifal“ immer seine Liebe bewahrt, aber viel treffender als durch den Vergleich mit Wagners „Bühnenweihfestspiel“ hat Heinrich Strobel das Auftragswerk der exzentrischen Tänzerin Ida Rubinstein gekennzeichnet, als er es eine „mystische Revue für die Pariser Grande Saison“ nannte. Gunter Wand gelang es, mit den Philharmonikern ein erstaunlich „französisches“ Klangaroma hervorzubringen, zu dem vor allem die weich intonierenden und in den delikatesten farbigen Abstufungen oszillierenden Streicher und Holzbläser beitrugen, während das Blech gleichsam den sonoren Goldgrund für die mondäne, lyrisch-exaltierte Heiligenlegende aufleuchten ließ. In dem Teil „La Passion“ ging freilich der seltsam archaisierende und exotisierende Klangreiz der Trauergesänge der Frauen von Byblos durch die Umwandlung der Sing- in Instrumentalstimmen ziemlich verloren.

Sowenig man aus Debussys Bemerkung, er habe zum „Saint-Sébastien“ eine „dekorative“ Musik geschrieben, schließen darf, die Partitur sei nichts anderes als eine Klangillustration zu d'Annunzios verstiegenem, antike Eros-Sinnlichkeit mit ästhetizistischem Katholizismus parfümierendem Szenarium, sowenig darf man Ravels Orchestrierung von Mussorgskys „Bildern einer Ausstellung“ nur als raffinierte Illustrationsmusik hören. Sie gewinnt ihre Farbigkeit aus der thematischen und harmonischen Struktur des gemalten Klavieroriginals, nicht aus der Absicht, eine Reihe von klingenden Genrebildern zu effektvoll kolorierten Instrumentaltableaux aufzubereiten. Die hervorragende, mit Bravorufen quittierte Wiedergabe durch Günter Wand, die sich gleichermaßen wie durch ihre exquisite Klangqualität durch thematische Plastik und rhythmische Profiliertheit auszeichnete, ließ keinen Zweifel darüber, was

Ravel im Sinn hatte, als er Mussorgskys Klavier-Russisch in sein Orchester-Französisch übersetzte.

Solistin des Abends war, sehr gefeiert bei ihrem ersten Erscheinen auf einem Münchner Konzertpodium, die kanadische Cellistin russischer Herkunft Zara Nelsova mit Schumanns a-Moll-Konzert op. 129. Sie ist eine Grande Dame ihres Instruments, eines kostbaren Produkts aus der Cremoneser Werkstatt Stradivaris, das sie mit wunderbarer Fülle, Ausgeglichenheit und Farbigkeit des Tons klingen läßt, ohne den herben Schmelz, der dieses Spätwerk Schumanns so charakteristisch von der mehr „pastosen“ Celloliteratur des 19. Jahrhunderts unterscheidet, zu verzarteln. Das Duett mit dem zweiten Solocello (aus dem Orchester) im Adagio wurde zu einem intimen Dialog von romanzenhafter Beseeltheit, in der großen Kadenz des Finales aber brach das echte Virtuosen temperament Zara Nelsovas, das sie — was für ihre sensible Musikalität spricht — so lange zugunsten einer expressiven melodischen Deklamation gezügelt hatte, mit einem elementaren Impuls durch und führte zu einem glanzvollen Abschluß des von Günter Wand feinnervig begleiteteten Konzerts.

K. H. RUPPEL

Süddeutsche Zeitung

15. FEB. 1959

Zara Nelsova als RSO-Solistin

Majestätische Blondine unter Hochspannung

Optimales läßt sich nicht steigern. Das ist jedenfalls eine Binsenweisheit, die nun selber in die Binsen gegangen ist. Bewirkt hat diesen Kopfstand der Logik eine der gegenwärtig prominentesten Violincellistinnen: die in Kanada geborene Russin Zara Nelsova.

Auch die Berliner hatten schon Gelegenheit, sie zu bewundern. Und wer sie gehört hatte, mochte sicher sein, daß sie bereits auf dem Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit angelangt war. Es war undenkbar, daß ihre Tongebung noch schärfer, noch prägnanter, daß ihre Intonation noch gestochener, daß ihre Musikalität noch leidenschaftlicher aufblühen könnte. Irrtum — sie konnte.

Den Beweis lieferte die majestätische Blondine im 7. Abonnementskonzert des Radio-Symphonie-Orchesters im Großen Sendesaal. Dvořáks Cellokonzert, ein Juwel seiner Gattung, vielleicht sogar das vollkommenste Konzert für dieses sonore Streichinstrument, bot den Anlaß, um Gestaltungskräfte freizulegen, die auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde erschlafften oder auch nur ein Jota ihrer Intensität einbüßten.

Diese permanente Hochspannung, mit der die Nelsova ihren Part absolvierte, hatte auch ihre Gefahren: Man kam vor Hinhören kaum zum Atmen. Jedenfalls nicht, solange die Solistin zu Werke ging. Aufatmen konnte man lediglich in den orchestralen

Ritornellen. Da allerdings gleich allzusehr. Es ereignete sich nämlich hier so wenig an symphonischer Vitalität, daß es einer Pause bedenklich nahe kam.

Es war nicht der Fehler des Orchesters. Glücklicherweise ist ja bekannt, wie herrlich die Radio-Symphoniker Dvořák zu spielen verstehen — wenn sie nur jemand dazu entsprechend ermuntert. Kyrill Kondrashin war dieser Mann auf jeden Fall nicht. Entspannt und gentlemanlike sorgte er für eine gewisse Koordination. Und damit hatte es sich. Keine Kontroversen im kontrapunktischen Stimmgefüge, die den symphonischen Ablauf erst beleben, keine blitzenden Attacken in den ohnehin nicht eben häufigen Tutti-Aufschwüngen, alles lief gemäßigt und beruhigend ab, soweit es Kondrashins Direktion unterstand: *britisches Understatement*, wo *slawische Klangemphase* geboten war.

Kondrashins Neigung, die musikalische Entwicklung auf eine einzige Hauptlinie zu stellen und das übrige symphonische Umfeld zur reinen Begleitfunktion zu degradieren, ließ denn auch Serge Prokofieffs dritte Symphonie noch klobiger erscheinen, als sie ohnehin schon ist. Dennoch hatte Kondrashin hier mehr Glück: Da das gegen Ende der zwanziger Jahre entstandene Stück sehr selten aufgeführt wird, gab es hier weniger störende Vergleichsmöglichkeiten.

Wilfried W. Bruchhäuser

Hör zu!
27. JULI 1968



Die berühmte Cellistin Zara Nelsova ist eine kluge, temperamentvolle Frau

Zara Nelsova spielt – RIAS (2. Programm) um 22.45

Der Sohn trägt das Cello

»E in fast ungetrubter Genuß wurde Schumanns herrliches Cello-Konzert dank der seidigen Pracht des Tones von Zara Nelsova«, schrieb ein Kritiker nach einem Konzert in Berlin, und er rühmte die »Interpretation, die in ihrer Mischung von Empfindung, Schwärmerei und Intellekt so wunderbar im Geiste Schumanns war, wie man es heute nicht alle Tage findet«.

Der Name der Künstlerin verrät ihre Abstammung: Die Eltern waren Russen, der Vater Flötist und Lehrer am Leningrader Konservatorium. Während der Oktoberrevolution emigrierten sie nach Kanada. Dort wurde Zara Nelsova geboren. Mit neun Jahren kam sie

nach London, wo sie studierte und als Zwölfjährige mit sensationellem Erfolg debütierte.

Ihr Repertoire umfaßt die gesamte Cello-Literatur. Ganz begierig ist Zara Nelsova nach neuen Stücken. »Ich würde jedes Werk sofort spielen, das für mein Instrument neu geschrieben wird.«

Mit bürgerlichem Namen heißt Zara Nelsova seit einigen Jahren Johannesen. Ihr Mann ist der angesehene Pianist Grant Johannesen. Er brachte einen Sohn mit in die Ehe, der heute ein Twen ist. »Können Sie ermessen, wie schön es ist, wenn ich nach New York zurückfliege und weiß, du wirst am Flugplatz von einem großen Sohn empfangen, der dein Cello trägt?«

FRANKFURTER RUNDSCHAU

17. FEB. 1967

Eine große Cellistin

Zara Nelsova im Frankfurter Museums-Konzert

Mit substantieller Literatur konzertanter Art sind die Cellisten nicht gesegnet. Das meiste, was auf diesem Gebiet für sie geschrieben wurde, neigt, bald feierlich, bald lebenswürdig, zum Gemütvollen und bewegt sich auf der Linie des Unterhaltsamen, bisweilen mit Bravour angerichtet, bar jedoch höheren Wertes, Unter diesem — hier sehr gerafften — Eindruck riskieren renommierte Solisten nur selten ein Stück, das nicht durch den Namen des Autors legitimiert ist. Da schließt der kleine Kreis sich schnell.

Zara Nelsova scheute sich nicht, im sechsten Frankfurter Museumskonzert an Ernest Blochs vor einem halben Jahrhundert entstandene hebräische Rhapsodie „Schelomo“ zu erinnern. Und sie tat gut daran. Das ist — für ihre Zeit — kühn gebaute Musik eines Könners, dem es in diesem Klangporträt des Königs Salomo um die Darstellung einer gerade vom Menschlichen her erregenden Gestalt geht. Orientalismen und Anklänge an im jüdischen Volk überliefertes Melodiegut spielen dabei nur eine lokalisierende Rolle. In der Idee gleichberechtigter Partner des Cellos ist das Orchester. Diesen Auftrag zu erfüllen, gelang ihm unter Theodore Bloomfields Leitung überzeugend.

Nicht so sicher war der Dirigent bei der Begleitung von Tschairowskys Rokoko-Variationen. Schon zu Anfang gab es da Tempo-

differenzen, die freilich die überlegene Cellistin nicht aus der Ruhe brachten. Da wurde auch der höchste Anspruch an Ton, Technik und Vortrag erfüllt. Auch Weisheit gegenüber diesem Genre von Virtuosität war zu spüren. Sagen wir's kurz: der Vergleich mit Casals drängte sich auf.

Der Abend schloß mit drei „Dreispiß“-Tänzen de Fallas, die solches Zupacken nur dann vertragen, wenn es durch den Anblick des Balletts motiviert ist. Begonnen hatte er mit Beethovens achter Sinfonie, wenig differenziert, oft derb, noch nicht klar in der Konzeption.

Der Beifall für Zara Nelsova war enthusiastisch. Nach Absolvierung des bunten Programms galt er betont auch Bloomfield und dem Orchester. f. st.

BERLINER MORGENPOST
MAY 19 1956



Die Cellistin Zara Nelsova
(zu untenstehender Kritik)

Symphonische Reife

Ernest Ansermet, der Meisterdirigent aus der französischen Schweiz, ist nun auch schon ein „großer Alter“. Wie andere aus seiner Generation bietet er uns Wunder eines reifen Stils. Die Oxford-Symphonie von Haydn spielt er so schlicht, daß man es kaum beschreiben kann. Alles ist einfach geworden, aber alles ist richtig und darum herrlich. Da lachelt Haydn uns an, scherzt und ist doch zugleich sinnig und tief. Dem Radio-Symphonie-Orchester, besonders den Holzbläsern, gewann Ansermet eine Kultur ab, wie wir sie lange nicht erlebten. Das Spiel der Töne wird bei ihm zum Leben — das ist sein Geheimnis. An Strawinskys „Apollon Musagète“ das gleiche zu vollziehen, ist schon wegen der großen Länge nicht ganz einfach. Debussys selten gespielte „Six Epigraphes Antiques“ wirken noch ursprünglicher und fesseln besonders, weil Ansermet, der Freund Debussys, an ihrer Entstehung beteiligt war. Schade, daß die kanadische Cellistin Zara Nelsova, die in London wohnt, aber dem Namen nach weiter östlich beheimatet sein dürfte, nur den Solopart im „Don Quichotte“ von Strauss spielte. Hier konnte man nur ahnen, daß sie offensichtlich eine große Künstlerin ist. (Hochschulsaal) Hfd

TELEGRAF

FEB 26 1955

Amerikanische Cellistin

Auf Einladung des Amerika-Hauses, das sich in letzter Zeit bemüht, nur noch erste Solisten nach Berlin zu bringen, konzertierte die amerikanische Cellistin Zara Nelsova im RIAS-Studio VII. Ihr Spiel zeichnet sich durch edle kraftvolle Schönheit des Tones, mühelose Selbstverständlichkeit der Technik aus und wird durch eine geradezu fanatische Musikbesessenheit intensiviert, die sie Zugang zu den verschiedenen Gefühlswelten Boccherinis, Beethovens oder Tschaikowskys finden läßt. Größte Entfaltungsmöglichkeit bot sich ihrem leidenschaftlichen Temperament in Zoltan Kodalys Solosonate. Schade, daß die sicher und sensibel begleitende Jane Hohfeld sich allzusehr zurückhielt, um der Nelsova ebenbürtige Partnerin zu sein.

U. K.